Trotz alledem

Mein Leben

HANNES WADER

PENGUIN VERLAG

Inhalt

Vorweg 7

Kindheit 9

Lernen 153

Singen 297

Handeln 457

Zeittafel 581

Diskografie 584

Liedverzeichnis 587

Literaturverzeichnis 588

Bildnachweis 591

Vorweg

Hätte ich doch nur Tagebuch geführt. Dann hätte ich für meine hier vorliegenden Lebenserinnerungen nicht so mühsam in meinem Gedächtnis nach halbwegs belastbaren Daten und Fakten buddeln müssen. Auch ein penibel archivierter Briefwechsel (am besten mit bedeutenden Personen der Zeitgeschichte) wäre hilfreich gewesen. Aber zum Sammeln fehlt mir das Talent und ich korrespondiere kaum – weil ich nicht gern schreibe.

Dass ich – trotz alledem – seit über fünfzig Jahren schreibe, neben dem Singen vom Schreiben lebe und jetzt auch noch dieses dicke Buch verfasst habe, ist nur halb so paradox, wie es klingt. Der Widerwille gegen das Schreiben ist unter Autoren und Autorinnen verbreiteter als man denkt und wird belegt durch das folgende Zitat: »I hate to write, but I love having written«, das gleich mehreren Verfassern (könnte also auch von mir selbst sein) zugeschrieben wird – unter anderem Dorothy Parker und Robert Louis Stevenson.

Nun, letztlich kann ich doch noch auf etwas Ähnliches wie Tagebuchaufzeichnungen zurückgreifen – nämlich auf meine Lieder. In ihnen habe ich immer wieder zum Ausdruck gebracht, was mich im Laufe der letzten Jahrzehnte bewegt hat, und sie haben mir beim Schreiben als Erinnerungsstütze gedient. Insofern: I love having written them! Und das gleiche gilt – jetzt, da die Arbeit getan ist – für dieses Buch.

KINDHEIT

Krebsgeboren

Gegen sechs Uhr morgens, am 23. Juni 1942, werde ich in Bethel bei Bielefeld im Hause Gilead, der Entbindungsstation, mit einem Haarkringel über der Stirn geboren. Dem diensthabenden Arzt, der mich hochhebt, schiffe ich laut schreiend ins Gesicht. Er tauft mich, auf meine Stirnlocke anspielend, spontan »Napoleon der Bogenpisser«. Nach meinen beiden Schwestern Ursula und Gisela, sie sind acht und neun Jahre älter als ich, bin ich das dritte und letzte Kind meiner Eltern. Ein Wunschkind, wie mir meine Mutter später des Öfteren versichert, was ich nicht so recht glauben kann. Wer wünscht sich schon mitten im Krieg ein Kind?

Auf jeden Fall bin ich ein Urlaubskind. Mein Vater ist im Krieg und als Gefreiter mit seiner Einheit soeben aus Heydekrug in Ostpreußen nach Norwegen versetzt worden. Es gelingt ihm von dort aus, über die Gärtnerei Heinz in unserer Heimatgemeinde Hoberge, meine Mutter zu meiner Geburt mit einem großen Strauß spätblühender Bauernrosen zu erfreuen. Vielleicht wird deswegen die Pfingst- beziehungsweise Bauernrose später meine Lieblingsblume.

Mein Geburtsjahr 1942 beginnt mit der Wannseekonferenz im Januar, auf der Nazi-Politiker festlegen, wie die totale Vernichtung des Judentums im gesamten Herrschaftsbereich ihres Regimes im Einzelnen erfolgen soll. (Die Begriffskoppelung »National-Sozialismus« gebrauche ich, wenn ich Faschismus meine, nur ungern. Obwohl in der Geschichte immer wieder desavouiert und missbraucht, verbinde ich das Wort »Sozialismus« immer noch mit den Ideen humanitären Fortschritts.)

Die seit den Siebzigerjahren Bielefeld angeschlossene Doppelgemeinde Hoberge-Uerentrup liegt westlich der Stadt am Nordhang des Teutoburger Waldes. Wir wohnen im Ortsteil Hoberge in dem quasi allein liegenden Haus Poetenweg 25. Die nächsten Nachbarn leben hundert Schritte weiter in Kantsteiners Kotten. Oma Kantsteiner sehe ich noch vor mir. Sie trägt ein dunkles Kopftuch, eine Schürze, darunter einen langen schwarzen

Rock und geht immer in Holzschuhen, die mit Stroh ausgepolstert sind. Die langen Halme, die aus deren Hacken nach hinten herausragen, erinnern mich ein bisschen an die geflügelten Fersen des Götterboten Hermes. Ihr Kotten liegt am Fuße des Hügels, wo der Poetenweg ins Twellbachtal einmündet. Oma Kantsteiner sieht alles und weiß immer als Erste, wer und was sich von Osten her nähert. In den frühen Monaten nach dem Krieg wimmeln die Wälder vor marodierenden Banden. Es sind von der Zwangsarbeit auf den umliegenden Höfen endlich befreite, aber hungernde Polen und Russen, die jetzt nach Jahren der Knechtung Rache nehmen können; sich zu plündernden, gewalttätigen Rotten zusammenschließen und den Teutoburger Wald durchstreifen. Auf einem ihrer Raubzüge haben sie bereits den unterhalb des Bußberges gelegenen Dieringschen Hof überfallen und den Bauern erschlagen. Erst, nachdem sich die Briten als Besatzungsmacht etablieren und das Land Nordrhein-Westfalen gründen, werden die Übergriffe ein Ende finden. Aber vorerst herrscht noch Anarchie.

»War das eine Zeit, alle Männer im Feld / die Frauen allein, ganz auf sich gestellt«, heißt es in meinem Lied »Schön ist die Jugend«. Nur dass die Männer jetzt nicht mehr im Feld stehen, sondern tot, an den Fronten gefallen oder in westalliierter und russischer Kriegsgefangenschaft sind.

Oma Kantsteiner, über achtzig Jahre alt und furchtlos – tatsächlich geschieht ihr auch nie etwas –, hat die Aufgabe übernommen, die Hoberger Mütter mit ihren Kindern vor herannahenden Marodeuren zu warnen, damit sie sich rechtzeitig im Wald verstecken können. Und zwar sehr wirksam mittels zweier riesiger Topfdeckel, die sie wie Marschbecken aneinanderknallen lässt, dass es durch das ganze Twellbachtal hallt.

Der Poetenweg verbreitert sich ein wenig da, wo er nach Westen aus dem Stadtwald herausführt, und wird, durch das Twellbachtal verlaufend, zu einer engen Straße mit einer Decke aus Kalksteinschotter, die direkt an unserem Haus vorbeigeht. Dort mündet auch der von Süden kommende Twellbach in den von Osten parallel zur Straße fließenden Johannisbach, der im späten Winter, wenn der Schnee schmilzt und der Dauerregen einsetzt, regelmäßig über die Ufer tritt. Zudem liegt unser Haus an der tiefsten Stelle des an sich flachen Tales, sodass der Keller jedes Mal überschwemmt wird und von der Feuerwehr leer gepumpt werden muss.

Wir sechs, das heißt meine Mutter, Dora gerufen, mein Vater Hermann, bis Ende 1945 als Soldat noch in Gefangenschaft, meine Schwestern und ich, leben in einer Dreizimmerwohnung im ersten Stock des Hauses. Mein Großvater mütterlicherseits, Georg Hose, für mich Opa Hose, schläft in einem unbeheizbaren Zimmer im Parterre. Im Winter legt er abends immer einen im Backofen vorgewärmten Ziegelstein in ein Handtuch gewickelt an das Fußende seines Bettes. Wir teilen uns die Etage mit Vaters Schwester Tante Anneliese und ihrer Tochter Marlies, die ein oder zwei Jahre älter ist als ich. Tante Anneliese wird schon vor meiner Geburt Kriegerwitwe, sodass ich meinen auf dem Russlandfeldzug früh gefallenen Onkel Willi nur von Fotos kenne.

Das Haus gehört unserer 1936 verwitweten Großmutter väterlicherseits. Sie heißt Karoline, Lina gerufen. Sie wohnt Parterre mit Onkel Edi, Vaters älterem Bruder, und Tante Thea, die unverheiratet und die jüngste Schwester meines Vaters ist, zusammen mit einem schon alten und misslaunigen Hund, dem Spitz Fifi.

Wenige Hundert Meter von uns entfernt wohnt noch eine jüngere Schwester meines Vaters, Tante Lilli mit Onkel Willi, ihrem Mann, auch er zu der Zeit noch im Feld, und ihren drei Töchtern Gertrud, Christa und Renate, die einige Jahre nach Kriegsende noch einen Bruder bekommen, der, wie sein Vater, Willi genannt wird.

Mit Fifi um 1945

Tante Friede, die Erstgeborene von Vaters fünf Geschwistern, werde ich erst später kennenlernen. Sie ist mit Onkel Luis, einem Tiroler Kleinbauern, verheiratet und lebt mit ihm und ihrer gemeinsamen Tochter Hermine in Haiming im Ötztal am Inn. Meine Cousinen fahren als Schulkinder in ihren Sommerferien immer zu Tante Friede nach Österreich. Ich darf nicht mit, man kann mich, weil ich Bettnässer bin, nicht auf eine Reise mitnehmen.

Wie Vater dient beziehungsweise kämpft auch Onkel Edi als Soldat. Auch er kehrt erst nach Kriegsende von der Westfront heim. So vertrete ich während meiner ersten drei Lebensjahre gemeinsam mit Opa Hose die männliche Minderheit im Haus gegenüber einer weiblichen Mehrheit: sieben Frauen, elf, wenn Tante Lilli mit meinen drei Cousinen meist am Wochenende ihre Geschwister besucht. Wenn sie dann gemeinsam unten bei Oma in der Küche sitzen, ist immer was los. Besonders Tante Lilli spricht sehr laut und lacht gern, wobei ihr Lachen mit dem Wort Juchen, das durch das ganze Haus schallt, dass die Wände wackeln, exakter bezeichnet ist. Tante Lillis Gejuche begleitet mich durch meine Kindheit und Jugend. Neben vielen anderen Erinnerungen, die vom harschen Grundton der Nachkriegsjahre zeugen, ist dies eine der eher angenehmen.

Schön ist die Jugend

War das eine Zeit, alle Männer im Feld
die Frauen allein, ganz auf sich gestellt
ich wuchs auf unter Tanten, Schwestern, Cousinen
die es schwer mit mir hatten, aber ich auch mit ihnen
alles Frauen mit starker Persönlichkeit
um es nett auszudrücken, ich will keinen Streit
und ich mit meinem kleinen Schwänzchen dazwischen
das Hänschen, ohne Chance, da mitzumischen …

Sieben Kaffeebohnen

Zweifellos bin ich während meiner frühen Kindheit durch diesen zum Teil kriegsbedingten Frauenüberschuss in der Familie nachhaltig geprägt, auch wenn ich dadurch bedingte Entwicklungsdefizite oder -vorteile nicht genau benennen könnte. Ich wachse nun mal so auf.

Auch später in meiner Lehrzeit als Dekorateur in einem Schuhgeschäft sehe ich mich mit zwei männlichen Kollegen einer Überzahl von Verkäuferinnen gegenüber. Desgleichen während meines Grafikstudiums ab 1964 in Berlin: Vier männliche Studierende im selben Semester mit sechzehn Kommilitoninnen, die spontan und von Anfang an statt Hans, Hannes zu mir sagen, was vorher noch niemand eingefallen war. Mir ist es recht, und ich selbst nenne mich von da an auch so.

Während meine Schwestern in der Schule sind, arbeitet meine Mutter, auch nach der Heimkehr meines Vaters aus dem Krieg, ganztägig beim Bauern Meyer zu Hoberge in der Küche und auf dem Feld. Daher muss mein Opa Hose fünf lange Jahre, bis zu meiner Einschulung, vormittags auf mich aufpassen. Opa Hose, Jahrgang 1866 und damit schon über achtzig, hat ein steifes linkes Bein, kann sich nur schlecht bewegen und hat der weiblichen Dominanz im Hause kein nennenswert männliches Korrektiv entgegenzusetzen.

Meine allererste Erinnerung: Ich bin zweieinhalb Jahre alt – und auch wenn die Wissenschaft hier sofort einwendet, dass kindliches Erinnerungsvermögen frühestens ab dem vierten Lebensjahr einsetzt, existiert in meinem Kopf dennoch diese Erinnerung. Und niemand in der Familie hat mir je davon erzählt, ergo muss ich es so erlebt haben. Also, Opa Hose stellt sich mit mir vor den Küchenherd, ostwestfälisch Kochmaschine genannt, und bimst mit mir das der emaillierten Backofenklappe aufgeprägte Firmenlogo. Am frühen Abend, als alle wieder zu Hause sind, sagt er: »Der Junge kann lesen«, deutet auf das Logo und fragt mich: »Was steht hier?« Ich antworte: »Original Senking.«

Mutter und Schwestern loben meine frühkindliche Lernwilligkeit, an die seitens der Familie danach lange Zeit – im Sinne gezielten Unterrichts – leider keine Anforderungen mehr gestellt werden. Die vielen Stunden, die ich in der Folge allein mit Opa zubringen muss, sind oft langweilig. Ich bin hungrig nach Geschichten. Aber wenn ich sage: »Opa, erzähl mir doch mal was«, kommt nichts. Manchmal frage ich ihn, wie er zu seinem steifen Bein gekommen ist. Er antwortet immer ausweichend mit einer jedes Mal anderen Legende über seine Behinderung. Immerhin, es sind Geschichten, aber die Wahrheit über sein steifes linkes Bein kenne ich bis heute nicht.

Jedenfalls ist Opa Hose mit meiner Betreuung ständig überfordert. Um mal Atem schöpfen zu können, knüpft er mich mit einem Band locker an mein Gitterbett, das im Schlafzimmer meiner Eltern steht, verschließt die Tür und lässt mich dort schreien. Kleinkinder sich müde schreien lassen, gilt zu jener Zeit als erzieherisch vernünftig. Ich werde aber – glaube ich mich zu erinnern, und so erzählt es später auch meine Mutter – nicht müde, sondern befreie mich irgendwie von dem Band, reiße mir die Windel herunter, klettere aus dem Bett, pinkle gegen die Wand und beschmiere die Blümchentapete breitflächig mit Scheiße. Diese »al-fresco-Wandgestaltung«, die, großzügig interpretiert, schon meine kreative Veranlagung erahnen lässt, bleibt ein einmaliger Vorfall. Keine weiteren Fäkal-Graffitis. Dafür bleibe ich noch lange Bettnässer.

Dem Windel- und Gitterbettalter längst entwachsen, liege ich dann nachts auf einer roten Gummiunterlage, die das alte und durchgelegene Küchensofa schützen soll, das dennoch tagsüber immer schwach nach Pisse riecht und mir über die nächsten Jahre hinweg als Schlafstatt dient. Ein eigenes Bett, geschweige denn ein eigenes Zimmer, wird es für mich erst geben, als ich, schon zwanzig Jahre alt, nach Westberlin umziehe. Erst lange Zeit danach mache ich mir bewusst, dass es zu Hause für mich zwanzig Jahre lang nicht mal einen Kubikzentimeter Raum gab, in dem ich mir gehörende Gegenstände unterbringen konnte. Ich werde nie lernen, etwas zu sammeln. Das Wenige, das ich besitze, fliegt überall in der Wohnung rum. Hauptsächlich dadurch, glaube ich, wird noch Jahre danach meine Beziehung zur Ordnung, zum Geld, zu Besitz und Eigentum bestimmt. Doch nachdem ich zu alldem lange gar kein Verhältnis hatte, ist es inzwischen nur noch gestört.

Dass ich noch bis zu meinem zehnten Lebensjahr jede Nacht ins Bett mache, könnte auf eine »emotionale Unterversorgung« seitens meiner Eltern hindeuten. Ich habe ihnen daraus nie einen Vorwurf gemacht. Der Krieg, die Nachkriegsära – eine Zeit der Entbehrungen. Man hat andere Sorgen. Klar werde ich vernachlässigt und auch schon mal geschlagen, aber nicht öfter oder härter als irgendein anderes Kind in jener Zeit. Da es keine allgemeingültige Maßeinheit gibt, die Schwere seelischer Verletzungen zu gewichten, ist es wohl so, dass sie sich individuell und unterschiedlich stark auf das jeweils davon betroffene Gemüt auswirken.

Ich war womöglich nur eines dieser besonders schwierigen, übersensiblen Kinder, das, um sich nicht unglücklich zu fühlen, mindestens doppelt so viel Zuwendung braucht, wie die Menschen in ihrer Umgebung für sie aufbringen können – also nie genug; dem sich durch eine vielleicht angeborene Überempfindlichkeit schon ein sogenannter harmloser Klaps als traumatische Erfahrung tief in die Seele brennt. Ein unauflösliches Dilemma, für das, so scheint es mir, niemand verantwortlich zu machen ist, nicht das Grauen der Kriegs- und Nachkriegszeit, die Familie nicht – ich nicht.

Meine Mutter erlebe ich eigentlich immer nur arbeitend, manchmal bis zur Erschöpfung tief in die Nacht hinein. Nur einmal – sie vermeidet es, wenn sie sich elend fühlt, sich uns anderen so zu zeigen – sehe ich sie zusammengesunken am Tisch sitzen und weinen. Aber sie singt auch oft bei der Arbeit. Sie hat eine schöne Stimme und kennt viele, viele Lieder, die sie beim Putzen, Strümpfe stopfen, Wäsche aufhängen, bei der Gartenarbeit oder beim Abwasch singt. Oft gemeinsam mit meinen Schwestern. Nach der Heimkehr meines Vaters aus dem Krieg greift der manchmal zur Mandoline und begleitet sie. Obwohl ich mich nicht erinnere, dass meine Mutter sie gesungen hätte, kenne ich schon mit sechs Jahren, ich weiß nicht woher, einige Klassiker der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung und kann sie auswendig. Unter anderem: »Wann wir schreiten Seit' an Seit'« und »Brüder, zur Sonne, zur Freiheit«.

Für meine Eltern, für ihre ganze Generation, ist Wien das Mekka der Musik. Der Wiener Walzer ist für sie die Königsdisziplin aller Gesellschaftstänze. Wiener Lieder bedeuten ihnen alles. Besonders die von Robert Stolz: »Auf der Heide blüh'n die letzten Rosen«, »Vor meinem

Vaterhaus steht eine Linde«, »Im Prater blüh'n wieder die Bäume« (dass Robert Stolz nach 1933 Juden das Leben rettete, indem er sie im Fond seiner Limousine bei insgesamt 21 Fahrten über die »Reichsgrenze« nach Österreich brachte, möchte ich hier nicht unerwähnt lassen). Mutters riesiges Repertoire umfasst neben Dutzenden von Volksliedern jede Menge Operettenmelodien und sogar Opernarien, aber auch ältere, noch in der Weimarer Republik entstandene Schlager. Die Neueren aus den Nazijahren, von den populärsten, die ohnehin jeder kennt, wie »Heimat, deine Sterne« einmal abgesehen, kann sie sich schon deshalb nicht so leicht aneignen, weil wir kein Radio haben. Erst nach dem Tod meines Vaters im August 1957 – ich bin 15 und im zweiten Lehrjahr – schafft Mutter von ihrem Putzfrauenlohn eins an.

Das zu der Zeit einzige Radio im Haus, ein alter Volksempfänger, steht nebenan in Tante Annelieses Küche. Manchmal gehe ich zu ihr rüber, um mit meiner Cousine Marlies zu spielen. Meistens ist das Radio eingeschaltet. Über den NWDR, den Nordwestdeutschen Rundfunk, von den Engländern als Sender für die britische Besatzungszone eingerichtet, werden auch manchmal von Hans Albers gesungene Lieder ausgestrahlt. Nach zweimaligem Hören kann ich »Auf der Reeperbahn nachts um halb eins« auswendig. Wenn Nachbarn zu Besuch kommen, werde ich aufgefordert, das Lied vorzusingen. Das tue ich zwar gern, stelle mich dazu aber – wie Miles Davis mit seiner Trompete – in eine Ecke mit dem Rücken zum Publikum. Einerseits möchte ich Aufmerksamkeit und im Mittelpunkt stehen, andererseits bin ich scheu und meide jeden Augenkontakt mit meinen Zuhörern.

Ich bin schon damals keine Rampensau, und es wird später auch keine mehr aus mir werden. Ich mag es, auf der Bühne zu stehen, aber keine Minute länger als unbedingt nötig. Da stellt sich schon die Frage, ob der bühnengeile Selbstdarsteller nicht doch auf idealere Weise den eigentlichen und echteren Typus des Künstlers verkörpert als einer wie ich, der seinem Publikum mehr misstraut, als es zu mögen – selbst aber von ihm geliebt werden will. Ich schließe den Gedanken nicht aus, dass es nicht zuletzt meine Starrköpfigkeit war, die mich dazu gedrängt und getrieben hat, unbedingt auf der Bühne stehen und »mit etwas groß rauskommen zu wollen«, was mir im Grunde gar nicht so liegt.

Ich höre meine Mutter immer gern singen. Obwohl ich nie den Wunsch nach einem besonderen Lied äußere, habe ich schon früh meine Favoriten, auf die ich mich jedes Mal freue. An erster Stelle steht für mich: »Zogen einst fünf wilde Schwäne«. Dieses Lied selbst zu singen und auf Schallplatte zu veröffentlichen, ist mir dann später ein Bedürfnis. Schon als Kind bin ich von der heiteren Melodie und dem Text, der im Gegensatz zu ihr Melancholie und Vergeblichkeit vermittelt, berührt, ohne dessen Inhalt zu begreifen:

Zogen einst fünf wilde Schwäne,
Schwäne leuchtend weiß und schön.
»Sing, sing, was geschah?«
Keiner ward mehr gesehen, ja.

Ebenso wenig wie ekstatischer Frohsinn ist Melancholie meine Lieblingsstimmung. Ich versuche aber auch nicht, Letzterer zu entgehen. Ich fürchte mich nicht davor, allzu tief in ihr zu versinken. Mit der Zeit habe ich mir ein paar mentale Techniken angeeignet, mit denen ich mich zügig aus solchen Zuständen wieder herausarbeite, namentlich mit Singen. Hat meine Mutter mich manchmal in den Schlaf gesungen? Ich kann mich nicht erinnern, nehme es aber an. Wenn an der Theorie was dran ist, nach der Kinder bereits im Mutterleib Geräusche, Musik und Stimmen wahrnehmen, sogar ihre emotionalen Färbungen unterscheiden können, muss ich meine Mutter schon vor meiner Geburt sehr oft singen gehört haben.

Jedenfalls bin ich mir sicher, dass meiner Mutter das Singen ihr schweres Leben manchmal erträglicher gemacht hat. Es heißt: »Singen vertreibt das Leid« – das ist wahr. Nun kann ich mich zwar nicht selbst in den Schlaf singen, es ist aber so, dass ich mich manchmal heute noch zu Hause hinsetze, um mich singend zu trösten. Und es funktioniert meistens.

Die Arbeit auf dem Bauernhof in der Küche und besonders auf dem Acker ist viel zu hart für meine Mutter mit ihrer eher zarten Statur. Ständig leidet sie unter Prellungen, Verstauchungen, sogar Knochenbrüchen, die dann wochenlang ausheilen müssen, ehe sie wieder arbeiten kann. Das bedeutet jedes Mal, dass weniger zu essen auf den Tisch kommt. Jeden Abend, sommers noch im Hellen, winters im Dunkeln, geht sie zu

Fuß die zwei Kilometer vom Hof bis nach Hause. Die holprigen Feldwege entlangstolpernd, dann durch den Wald, bringt sie immer einen Liter frische Milch im Henkelmann mit. Einmal im Winter, nach Einbruch der Dunkelheit auf dem Heimweg, rutscht sie aus und stürzt die steile Böschung hinunter in den leicht überfrorenen Twellbach. Sie verstaucht sich das rechte Sprunggelenk, ohne dabei, um die Milch zu retten, den Henkelmann loszulassen. Wochenlang kann sie nicht zur Arbeit gehen, also gibt es auch keine Milch. Dennoch kann ich mich nicht erinnern, dass wir wirklich hätten hungern müssen. Im Keller liegen Kartoffeln aus dem eigenen Garten und Steckrüben, aus denen Mutter Eintöpfe kocht, die ich hasse. Die klein geschnittenen Rüben sind oft so zäh und faserig, dass ich würgen muss.

Schon bald, nachdem sie die Arbeit beim Bauern annimmt, verhebt sie sich schwer. Ich erinnere mich gut an das Bruchband, das sie vorm Schlafengehen immer abnimmt, unters Bett schiebt und am nächsten Morgen wieder anlegt. Trotz ihres harten Lebens wirkt sie auf mich nicht unglücklich. Eher fatalistisch. Mehr als einmal höre ich sie sagen: »Ach, heute ging es mir richtig gut. Womit ich dafür wohl wieder bezahlen muss?«

Die Heimkehr meines Vaters aus dem Krieg ändert nicht viel an ihrer Lage. Auch er arbeitet zunächst beim Bauern, später dann als Handlanger auf dem Bau, macht sich zwischenzeitlich sogar selbstständig. Er stellt in dem großen Schuppen hinter unserem Haus, mit seinem Bruder als Partner, manufakturell, also in Handarbeit, »Leichtbauplatten« her. Seine eigene Erfindung. Rechteckige, aus Holz gezimmerte Formen, circa 180 Zentimeter mal 60 Zentimeter und 40 Millimeter tief, dahinein eine feuchte Mischung aus Holzwolle und Zement, Deckel drauf, hochkant zum Trocknen und Aushärten an die Wand gestellt und fertig. So wie ich es hier darstelle – ein Kinderspiel. Vielleicht aber doch nicht so ganz. Meine Schwester Ulla erinnert sich, dass mein Vater im Stall hinterm Haus mehrere quadratische Felder, also quasi ein Versuchslabor, anlegte, um die für den Fertigungsprozess jeweils günstigsten Materialmischungen zu bestimmen.

Das geht eine Zeit lang gut. Es wird, wenn auch noch zaghaft, schon wieder gebaut. Mein Vater versäumt es, ein Patent auf seine Erfindung anzumelden. Die Idee wird ihm gestohlen. Die Herstellungsmethode ist,

jeder kann sie sich sofort aneignen, schlicht – oder genial einfach, wenn man so will. Bald produzieren die Baufirmen der Region die Platten nur leicht umgewandelt nach seinem Muster. Zwar nicht besser, aber schneller, billiger und vor allem mehr. In verschiedenen Varianten ist heute die sogenannte zementgebundene Leichtbauplatte, unter anderem als Dämmmaterial, verbreiteter denn je. Aber mein Vater muss aufgeben. Obwohl in der Gemeinde beliebt wegen seines kommunalpolitischen Engagements als Sozi, wird sein Scheitern als Unternehmer von manchen mit Häme kommentiert. Fritz Kaiser, er ist Maurer und einer unserer Nachbarn am Poetenweg, dichtet einen Zweizeiler, den seine Söhne Gerd und Herbert mir bei jeder Gelegenheit hinterherrufen: »Hermann Wader stadtbekannt / als Fabrikant im Ruhestand.«

Wieder wird das Geld im Hause knapp. Krank werden darf keiner. Die Familie ist zeitweilig nicht versichert. Meine Mutter sieht zunehmend schlechter, kann sich keine Brille leisten. Mein Vater findet zufällig eine, ein Kassengestell mit nur einem Bügel, beim Ausschachten auf einer Baustelle. Die bringt er ihr mit. Die zermürbenden Anstrengungen beider Eltern, die Familie zu ernähren, aber auch Spannungen zwischen meiner Mutter und ihrer angeheirateten Verwandtschaft, belasten das Verhältnis der Eltern zueinander. Einmal, als sich meine Mutter über anhaltende Niedergeschlagenheit und Erschöpfung beklagt, sagt mein Vater: »Heier man up to greinen, de Arbeit mutt ja maket warn, hest ja auk de Knuaken doartau.«*

… und unter uralten Eichen versteckt,
hausten auf stolzen Höfen, einsam, abgelegen,
Bauerngeschlechter, hochfahrend, hart …

… heißt es in meinem Lied »Eltern«. Der Großgrundbesitz Meyer zu Hoberge, auf dem meine Mutter und gelegentlich auch mein Vater arbeiten, meine Schwester Gisela nach ihrer Schulentlassung ein damals sogenanntes Haushaltsjahr ableistet, ist einer der ältesten dieser stolzen Höfe. Von ihm, dem »Hof am Berge«, leitet sich auch der Ortsname Hoberge ab.

---

* »Hör auf zu jammern, die Arbeit muss getan werden, hast ja auch die Knochen dafür.«

Schon im 12. Jahrhundert urkundlich erwähnt, werden die Besitzer dieses am nördlichen Hang des Mielberges gelegenen Hofes, als Sattelmeier bezeichnet. Der Überlieferung nach waren die Sattelmeier Mitstreiter des Sachsenfürsten Widukind, der um 800 nach Christus im nahe gelegenen Enger bestattet worden sein soll.

Die im Mittelalter zwar nicht freien, aber ansonsten privilegierten Sattelmeier wurden auf besonders ehrenvolle Weise beigesetzt: Stirbt ein Sattelmeier eines Kirchspiels im Ravensberger Land, wird dies durch Glockenläuten von Mittag bis ein Uhr verkündet. Der Leichnam wird in besonderer Weise auf der Deele, ostwestfälisch für Tenne, aufgebahrt. Währenddessen schaut das nun herrenlose Sattelpferd durch die geöffnete Deelentür auf den Sarg des Verstorbenen. Der Sarg wird auf einem Leiterwagen von sechs Pferden zur Kirche gezogen. Dem Wagen folgt das Sattelpferd, erst danach der Trauerzug. Während des Beisetzungsgottesdienstes schaut das Pferd durch die geöffnete Kirchentür.

Auf der nordwestlichen Hofseite befindet sich eine alte Thingstätte. Unter einer riesigen Linde, einer Nachpflanzung der Thinglinde, die vorzeiten hier an gleicher Stelle gestanden hat, ein germanischer, in der Mitte geborstener Runenstein. Schon vor Jahren soll er von einem ausgebrochenen, wild gewordenen Zuchtbullen zertrümmert worden sein, so erzählt es mir meine Mutter. Ich selbst habe keinen Zugang zu diesem blickdicht von hohen, teils immergrünen Sträuchern umwachsenen Teil des Hofes, zu diesem Heiligtum aus heidnischer Zeit.

Am Rande des Hofplatzes, neben einer Jahrhunderte alten Fachwerkscheune, steht die von den Hobergern so genannte Tausendjährige Eiche, deren Stammumfang über dem Wurzelbereich gut sieben Meter beträgt. Ihr tatsächliches Alter wird auf 600 bis 700 Jahre geschätzt.

Die zum Hof gehörenden Ländereien – es mögen an die 600 bis 700 Morgen sein – Wälder und fruchtbare Äcker, die über tausend Jahre lang Dutzende von Bauerngeschlechtern mitsamt ihrem Gesinde, den Köttern und Heuerlingen, ernährt haben, werden ab Mitte der Siebzigerjahre nicht mehr bewirtschaftet und in einen Golfplatz mit zunächst neun Loch umgewandelt.

Wenn ich meine alte Heimat besuche, wandere ich sommers gern auf dem Kammweg vom Peter auf'm Berge, einem beliebten Ausflugslokal,

nach Kirchdornberg und nehme dann oft den Weg über den Hof Meyer zu Hoberge. Irgendwann in den Siebzigern, als ich wieder mal über den Hof gehe, um den Mielberg hinaufzusteigen, bleibe ich bei der Eiche abrupt stehen, geschockt, aber eher beeindruckt als erschrocken über das Bild, das sich mir bietet. Ein gewaltiger Ast von über einem Meter Durchmesser an der Bruchstelle ist, vermutlich vom Blitz aus der Krone herausgesprengt, der Länge nach gesplittert zu Boden gestürzt. Daneben liegt auf dem Rücken der Kadaver eines schweren – mit seinem von Faulgasen aufgetriebenen Bauch noch mächtiger wirkenden – Kaltblüterwallachs. Alle vier Beine steif in die Luft gereckt. Die buschigen Behänge an den Hufgelenken bewegen sich leicht im Wind. Aus seinem geöffneten Maul hängt zwischen den gebleckten Zähnen die Zunge heraus. Krähen picken seine mit einer milchigen Schicht überzogenen Augäpfel aus; lassen ärgerlich krächzend von ihrer Beute ab, als ich näher komme. Ist dieser Pferdekoloss direkt vom Blitz erschlagen worden, oder hat der herunterkrachende Ast ihm das titanische Kreuz gebrochen? Wer weiß. Dieses von der Wucht elementarer Raserei drapierte »Stillleben« wirkt erschütternd, aber durchaus stimmig auf mich. Deplatziert erscheint mir eher die gepflegte Dekadenz des Golfparcours als Rahmen für dieses Tableau barbarisch-archaischer Urgewalt.

Die kurzen Nachmittagspausen an den Wochenenden zu Hause, in denen sich meine Mutter eine Tasse Mokka aus echten Nachkriegskaffeebohnen gönnt, sind die Ausnahme. Es herrscht die von meiner Mutter sogenannte schlechte Zeit, und es gelingt ihr, auf dem Schwarzmarkt gegen ich weiß nicht was echten Bohnenkaffee einzutauschen. Sie liebt guten Kaffee über alles. »Gut« bezeichnet den Unterschied zu dem Muckefuck genannten Gesöff aus gerösteter Gerste. Das Wort »Muckefuck« soll sich übrigens von »Mocca faux« – falscher Mokka –, im preußisch-französischen Krieg eingedeutscht, herleiten.

Eines Morgens, als sie in aller Eile die Kurbel der hölzernen Mühle dreht, um sich schnell noch vor der Arbeit einen Kaffee zu kochen, fallen ihr beim Mahlen ein paar Bohnen herunter und kullern unter den Küchenschrank. »Ogottogott, die guten Bohnen … und ich muss doch jetzt schnell zur Arbeit!«

Kaum ist sie aus dem Haus, versuche ich schon unter den Schrank zu kriechen und mit dem Besen die Kaffeebohnen darunter hervorzuholen.

Zusammen mit der Zuckertüte, die Mutter dort vor mir versteckt hält. Ich bin immer auf der Suche nach etwas, das essbar und süß ist. Mutter ist gezwungen, jeden Tag neue Verstecke für den im Grunde ekelhaften braunen – weißen gab es damals noch nicht – Rübenzucker zu suchen.

Ich habe einen eisernen Magen und erinnere mich nicht, dass mir während meiner ganzen Kindheit und Jugend von irgendetwas, das ich gegessen habe, jemals schlecht geworden wäre. Den Zucker, fast noch ein halbes Pfund, esse ich gleich auf.

Ich trage immer eine Schürze mit einer aufgenähten Tasche vor dem Bauch, in die ich die gesammelten Kaffeebohnen stopfe. Abends übergebe ich sie gleich meiner Mutter, als sie von der Arbeit kommt. Von ihr weiß ich, ich selbst kann noch nicht zählen, dass es genau sieben Bohnen sind. Mutter ist so gerührt, dass ich an sie gedacht und etwas nur in der Absicht, sie zu erfreuen, getan habe, dass sie die Geschichte danach immer wieder erzählt. Die leer gefressene Zuckertüte erwähnt sie dabei nicht. Sie lässt es mir durchgehen, schon weil eine ihrer stehenden Redensarten lautet: »Zucker nährt«. Kann auch sein, sie hat die Tüte einfach nur vergessen.

Später finde ich noch öfter unterm Geschirrschrank, sogar unterm Sofa, Reste halb verrotteter Teewurst oder angebrochene Dosen mit Kaffeesahne, die sie vor mir versteckt, um sie dann ebenfalls zu vergessen. Ähnlich wie die Eichhörnchen, von denen man weiß, dass sie ihre sorgsam angelegten Winterdepots mit Haselnüssen mitunter nicht mehr wiederfinden.

Die Gewohnheit zu naschen, besser, Zuckermahlzeiten zu mir zu nehmen, behalte ich auch bei, nachdem es schon wieder weißen Zucker gibt. Ich lege den Kopf in den Nacken, schütte mir den Zucker aus der Tüte in den Mund und spüle ihn mit Kondensmilch direkt aus der Dose runter. Glücksklee Dosenmilch gibt es, dank Karl Lagerfelds Vater Otto, gleich nach Kriegsende wieder.

Allein mit meinem Opa in der Wohnung und wieder mal auf der Suche nach Zucker und sonstigem Essbaren, öffne ich alle Schranktüren und reiße alle Schubladen auf, an die ich herankommen kann. Ich muss einen Küchenstuhl an den Schrank stellen und darauf noch eine Fußbank, um an den Zucker im obersten Fach des Geschirrschranks zu gelangen. Wenn ich ungezogen bin, droht Opa Hose mir gewöhnlich damit, mich verhaften zu lassen: »Lass das sein, sonst hole ich Schandarm Karwanke, der sperrt dich ein.«

Ich weiß aber, dass Karwanke inzwischen längst seines Postens enthoben ist. Damit geht Opas Drohung ins Leere, und ich kann diesmal seinen Versuch, mich am Naschen zu hindern, mit den Worten abschmettern: »Hau bloß ab, oder ich schlage dich zum Krüppel, du altes Nazischwein.«

Diesen und ähnliche Sprüche muss ich damals gleich nach dem »Umschwung«, wie meine Mutter das Ende der Naziherrschaft und des Krieges nennt, von den älteren Nachbarskindern, obwohl ich ihnen nur selten begegne, aufgeschnappt haben. War doch niemand in der Familie, weder väterlicher- noch mütterlicherseits, Nazi. Opa Hose folglich auch nicht, und ich bin ganz dankbar, einer in dieser Hinsicht wenig belasteten Sippe zu entstammen; habe ich doch immer wieder Leute getroffen, die an der Nazivergangenheit ihrer Eltern schwer zu knacken hatten – und noch haben.

Wachtmeister Karwanke – ich habe ihn als Dreijähriger noch als Polizist in voller Montur erlebt und so in Erinnerung – begegne ich 1971 als Gespenst im Fernsehen wieder. Verkörpert von Arno Assmann als Nazi-Polizist Jens Ole Jepsen in »Deutschstunde« nach dem Roman von Siegfried Lenz. Assmann in seiner Rolle wirkt auf mich wie ein Klon Karwankes. Wie er sein Fahrrad besteigt, den Tschako trägt, den Uniformmantel, die schwarzen, blank gewichsten Ledergamaschen. Der Ausdruck starrer und dumpfer Selbstgewissheit im Gesicht. Beklemmend, diese Ähnlichkeit.

Schwein gehabt

Mal schwächer, mal stärker spürbar, wird mich ein Grundgefühl der Verlassenheit und Traurigkeit durch meine Kindheit – ja, mein ganzes Leben hindurch – begleiten. Überempfindlich und unfähig, das, was um mich herum geschieht, als getrennt von mir betrachten und erleben zu können, beziehe ich alle Ereignisse unmittelbar und ungefiltert, ohne eine innere, die Wucht der Eindrücke mildernde Pufferzone, auf mich. Dann diese nur selten »sprühende«, eher quälend langsame, aber unausgesetzt und ruhelos, sogar noch im Schlaf arbeitende, sich ziellos in alle Richtungen zerfasernde und zerfließende Fantasie.

In und mit diesem Zustand lebe ich nun schon so lange, dass ich ihn inzwischen als Teil meiner selbst akzeptiere. Dabei bewundere ich meditationserfahrene, spirituell begabte Menschen, Meister der Entrückung und der hohen Kunst, ihr Hirn zumindest zeitweilig von jeglichem Gedankenmüll zu leeren. Ich selbst habe das nie gelernt, obwohl mir doch als Künstler eine spirituellere Weltsicht entsprechen und der Zugang zu ihr nicht schwerfallen sollte – tut es aber. Vielleicht kann ich das ja noch nachholen. Nun bin ich aber kein Anhänger des Axioms, dass der Mensch bis zu seinem Ende nicht nur lernen und sich weiterentwickeln kann, sondern muss. Ich möchte im Alter eher meine Ruhe haben. Die Vorstellung, mich noch auf dem Sterbebett in meinen letzten Zügen, röchelnd weiterentwickeln zu sollen, betrachte ich als Zumutung. Seit einigen Jahrzehnten behelfe ich mich, um Stress abzubauen und Energien zu bündeln, mit gelegentlichem autogenen Training. Manchmal hilft es, manchmal nicht.

Erst als junger Erwachsener erlebe ich – was ich im Songtext »Der Büffel« schon als Ahnung anklingen lasse – das Gefühl, die wüst, aber gleichzeitig träge umherwirbelnden Ideen und inneren Bilder sortieren, ihnen Struktur und Gestalt geben zu können.

Gern würde ich für eine bildhafte Darstellung dieser Vorgänge, wie sie sich in meinem Geist abspielen, mit all den Gedankenfetzen und Impulsen,

die durch den Mikrokosmos meines Gehirns vagabundieren, als Metaphern Sternenstaub und Meteoritensplitter heranziehen, die das Weltall mit vieltausendfacher Lichtgeschwindigkeit so lange durchrasen, bis sie sich zu einem neuen Planeten verdichten. Nur hat noch nie etwas in kosmischen Tempi mein Gehirn durchrast. Es dümpelt alles immer nur, trotzdem verdichtet es sich da manchmal auch zu Etwas, muss ja nicht gleich ein Planet sein. Deswegen will ich mich darüber auch nicht beklagen; habe ich mich doch inzwischen, spätestens nach der Lektüre von Sten Nadolnys großartigem Roman »Die Entdeckung der Langsamkeit«, mit meiner eigenen längst versöhnt.

Dabei kommt mir ein Spruch auf westfälisch Platt, den ich wohl nicht übersetzen muss, in den Sinn: »Langsam Patt kümmt auk naa Stadt.«

Nun kann ich mir aber denken, dass mein Verhalten, besonders während meiner ersten fünf Lebensjahre, mein sich dauernd am Rand der Panik befindender Zustand, von den Menschen, die mich umgeben, als sehr anstrengend empfunden wird.

»Stell dich doch nicht so an, du alte Heulsuse«, bekomme ich oft zu hören. Meine Schwester Ulla antwortete noch kürzlich auf die Frage eines Bekannten, wie ihr Bruder denn so als Kind gewesen sei: »Na ja, er hat viel geweint.«

Verständnis für meine Eigenheiten kann ich weder innerhalb noch außerhalb meiner Familie erwarten und fühle mich von der Welt, da, wo ich mit ihr in Berührung komme, abgelehnt und in der Familie nicht aufgehoben. Ein über seltene Momente hinausgehendes Gefühl des Angekommen- und Aufgehobenseins werde ich nie kennenlernen und es vermissen als etwas, »was mir fehlt und was ich wiederfinden muss«, wie ich im Refrain meines Liedes »Erinnerung« singe.

An der Art der Fragen, wenn mir überhaupt welche gestellt werden, spüre ich Desinteresse an mir, dass der Frager im Grunde nichts von mir wissen will. Es sind in Form von Scheinfragen geäußerte Zurechtweisungen, Tadel, Beschimpfungen oder Bestrafungen. Etwa nach dem Muster: »Was soll das denn schon wieder?«; »Sag mal, bist du nicht ganz dicht?«; »Was hast du dir eigentlich dabei gedacht?« und so fort. Noch immer reagiere ich gelegentlich unwillig und gereizt auf oft harmlose und aus echtem Interesse an einer Antwort an mich gerichtete Fragen, denen ich

schnell einen inquisitorischen Ton unterstelle und die ich dann reflexhaft als Angriff werte, gegen den ich mich verteidigen muss.

Als Kind bin ich mit meinen Nöten, man kann es so sagen, alleingelassen. Wahrscheinlich haben Psychologen längst herausgefunden, dass sich bei Kindern in dieser Lebensphase, die ersten Grundschuljahre eingeschlossen, nur durch den regen Austausch miteinander gerade die Eigenschaften herausbilden, die sie dann im Erwachsenenalter befähigen, mit jedermann gut klarzukommen. Also, dass Heranwachsende jene gerühmte und begehrte Sozialkompetenz entwickeln, mit der auch ich gern üppiger ausgestattet wäre. Auch bedingt durch die Alleinlage meines Elternhauses treffe ich nur selten eines der ohnehin wenigen gleichaltrigen Nachbarskinder; und obwohl ich mich oft danach sehne, fürchte ich mich gleichzeitig auch davor. Sie wohnen über das Twellbachtal hinaus verstreut und zu weit entfernt, dass ich mit ihnen spielen, mich mit ihnen austauschen könnte. Ich denke, die entscheidende Phase, in der aus mir ein ausgeglichener Charakter und ein richtiger Teamplayer hätte werden können, habe ich damals verpasst.

Auch später sehne ich mich oft nach der Gesellschaft anderer Menschen, halte sie aber nur alkoholisiert länger aus. Ich mache gern Musik zusammen mit Freunden und Kollegen im Studio und auf der Bühne. Aber ebenso gern bin ich solo. Assistenz bei alltäglichen Verrichtungen ist mir unangenehm. Ich koche zwar gern und auch manchmal für Gäste, hasse es aber, wenn mir jemand beim Zwiebelschneiden oder Kartoffelschälen helfen will. Ich liebe es, im Garten zu arbeiten – aber allein. Ich ertrage es nicht mal, dass mir einer die Leiter hält, wenn ich in die Baumkrone steige, um Äpfel zu pflücken.

Auch handwerkliche Tätigkeiten verrichte ich gerne, und auch diese am liebsten allein. Es gibt ein Gedicht von Brecht, das vom Menschen als einem sozialen, von der Gemeinschaft geprägten Wesen handelt. Etwa des Inhalts, dass ein Haus, das ein Mensch allein baut, nur eine Baracke sein kann. Auch in Schillers »Lied von der Glocke« wird die Teamarbeit gefeiert: »Wenn gute Reden sie begleiten, / Dann fließt die Arbeit munter fort.« In einer seiner Barfüßer-Erzählungen schildert Maxim Gorki, wie ein Haufen zerlumpter Landstreicher und Gelegenheitsarbeiter im Rhythmus des gemeinsamen Entladens eines Wolgaschleppers (via

Endorphinausschüttung, nehme ich an) in eine Art Glücksrausch verfallen und so die heiligende Wirkung des Hand-in-Hand-Arbeitens erfahren. In meinem Leben gibt es nur eine Situation, in der ich annähernd so etwas erlebe: beim Musizieren gemeinsam mit anderen.

Ich erinnere mich an einen Versuch meiner Mutter, mich mit anderen Kindern zusammenzubringen. Als kurz nach Kriegsende von der Gemeinde in einem unbewohnten Kotten ein provisorischer Kindergarten eröffnet wird, geht sie mit mir hin. Aber nur einmal. Die ungewohnte Umgebung, die fremden Kinder, versetzen mich augenblicklich in Angst und Schrecken. Als sich meine Mutter dann auch noch zum Gehen wendet, mit dem Versprechen, mich später wieder abzuholen, erfasst mich eine solche Panik, dass ich mich zitternd an sie klammere und nicht mehr aufhöre zu schreien.

Dass ein Kind nur den grauenhaften Moment des Verlassenwerdens als real erlebt, in dem die Aussicht auf ein baldiges Wiederabgeholtwerden gefühlt nicht enthalten ist, trifft auf mich wohl im besonderen Maße zu, denn außer mir hat sich damals, meiner Erinnerung nach, keines der anderen Kinder so aufgeführt.

Kann sein, dass ich mich schon damals mit meinem Hang zu exaltiertem, fast panischem Verhalten auf der einen und dem zu Eigensinn und cholerischen Ausbrüchen auf der anderen Seite von anderen Kindern stark unterschied. Hinzu kommt mein, ich nenne es hier mal: Mangel an Anpassungsintelligenz. Ich will unbedingt und gern geben, was andere von mir wollen, kann es aber nicht. Ständig ecke ich irgendwo schmerzhaft an, ohne zu begreifen, wieso. Weil ich richtig und falsch nicht unterscheiden kann, will ich oft mit dem Kopf durch die Wand. Diese früh erworbene, vielleicht auch angeborene Unfähigkeit, um nicht zu sagen sture Weigerung, aus begangenen Fehlern zu lernen und sie zu korrigieren, behalte ich noch lange Zeit bei. Es ist wie ein Zwang, dieselben Irrtümer zwanzigmal zu wiederholen, ehe es mir gelingt, sie zu vermeiden.

Ich will meine Eigenheiten und Macken, wie sonderbar sie auch erscheinen mögen, hier nicht einseitig als Störungen, Schwächen oder gar Charaktermängel denunzieren. Im Gegenteil. Ich glaube, dass sie später meinen künstlerischen – manchmal gewundenen – Werdegang eher begünstigt als behindert haben. Ein Zitat, das Graham Greene in den

Mund gelegt wird, lautet: »Das Kapital des Schriftstellers ist seine unglückliche Kindheit.« Demnach ist, so möchte ich es interpretieren, der Schriftsteller beziehungsweise der Künstler ein Mensch, der das Glück hat, anstatt an erlittenen Beschädigungen zu zerbrechen, sich in Träume retten und diese in kreative Energie umwandeln zu können. So kann er sich seinen Erinnerungen – auch den schlechten, die er ohnehin nie mehr los wird – immer wieder stellen und sogar noch »Honig aus ihnen saugen«.

Schwerste seelische Verletzungen, welche bei einigen den besagten schöpferischen Elan freisetzen, mögen bei anderen wiederum kriminelle und zerstörerische Energien oder Zustände der Lähmung und der Gebrochenheit auslösen. Es soll aber auch Menschen geben, die trotz alledem ein zufriedenes und sozial angepasstes Leben führen können.

Wie sich ein Mensch mit unglücklicher Kindheit entwickelt, scheint mir von tausend Zufällen abhängig. Das heißt: Ich habe lediglich Schwein gehabt, auf Künstler »gepolt« zu sein und bin dankbar, weder als Langzeitpatient die Couch eines Psychoanalytikers durchliegen noch ein Dasein als Handtaschenräuber oder Serienkiller fristen zu müssen.

Dass sich kindliches und frühkindliches Erleben dramatisch und in jedem Fall daseinsbestimmend auf den erwachsenen Menschen auswirkt, ist wohl nicht zu bestreiten. Daher gebe ich dem Thema Kindheitserinnerungen hier so viel Raum, wie ich meine, dass er ihm zusteht. Deshalb nehme ich auch in meinen Liedern, in denen das von mir tatsächlich Erlebte das Erfundene meistens überwiegt, immer wieder Bezug auf Ereignisse in meiner Kindheit.

Erste Narben

Solange sie noch zur Schule gehen, übernehmen meine Schwestern manchmal an Nachmittagen und Wochenenden – der Ausdruck für Babysitten lautet damals »Kinderverwahren« – die ihnen eher lästige Aufgabe, mich zu betreuen. Ein Erlebnis, das ich mit ihnen hatte und an das ich mich genauestens erinnere, ist aus beider Gedächtnis vollständig gelöscht. Ein Sonntagmorgen im Vorfrühling knapp vor Kriegsende. Ich sitze im Kinderwagen, meine Schwestern schieben mich durch Kreiensieksheide den holprigen Poetenweg entlang, zu der Zeit noch eine Kalksteinschotterstraße. Vor Ewald Schildmanns Schmiede treffen sich sonntags die Kinder aus der näheren Umgebung. Die Gemeinde ist damals noch dünn besiedelt und wird von alliierten Bombern nur einmal am 30. September 1944 in geringer Höhe überflogen, um das sechs Kilometer entfernte Bielefeld in Schutt und Asche zu legen. Ich erinnere mich, diesen Nachmittag mit Mutter und Schwestern im Keller der Sinningschen Villa verbracht zu haben, die der Nachbarschaft als Luftschutzbunker dient. Noch weitere sieben Monate wird es dauern, bis Adolf Hitler sich in Berlin in seinem Führerbunker umbringt und dieser schreckliche Krieg endet. Dass mir für mein Geschichtsverständnis Lieder – sie sind ja mein Leben – unentbehrlich sind, wird jeder verstehen; noch nach dem Ersten Weltkrieg kommen zahllose auf den Kaiser gemünzte Spottlieder in Umlauf:

O Tannenbaum! O Tannenbaum!
Der Kaiser hat in ’n Sack gehau’n.
Er kauft sich einen Henkelmann
Und fängt bei Krupp in Essen an …

… habe ich selbst noch als Kind unterm Weihnachtsbaum gesungen. Ebenso kannte ich schon immer die Verse:

Wem ham' se die Krone geklaut?
Dem Wilhelm, dem Doofen, dem Oberganoven,
Dem ham' se die Krone geklaut.
Wer hat ihm die Krone geklaut?
Der Ebert, der Helle,
der Sattlergeselle.
Der hat ihm die Krone geklaut.

Dagegen existiert kein einziges mir bekanntes Lied, das je den »GröFaZ« – »den größten Feldherrn aller Zeiten« – aufs Korn genommen hätte.

Aus der Nähe, ich bin ja kaum drei Jahre alt, habe ich noch nie einen Motor laufen hören. Weit und breit besitzt hier niemand ein Auto oder ein Motorrad. Dreschmaschinen und Trecker stehen schon lange sprit- und nutzlos in den Scheunen der Bauern.

Plötzlich ein entsetzenerregendes und ohrenzerfetzendes Brüllen. Ein Tieffliegerkeine zehn Meter über der Schmiede. Nur eine Sekunde lang, aber deutlich, kann ich den Kopf des Piloten der vermutlich englischen Maschine sehen. Schreiend ducken sich alle Kinder und hechten in den Straßengraben. Der Kinderwagen kippt mit mir um, ich knalle mit der Stirn gegen einen Backstein, der auf dem Grund des Grabens auf diesen Moment gewartet hat. Der Flieger ist längst weg. Ich bin blutüberströmt und brülle. Meine Schwestern tragen mich in die Schmiede. Frau Bökenkamp und Paula Koslowski, beide Kriegerwitwen, die mit den Resten ihrer Familien hier im Haus wohnen, verbinden meine Kopfwunde. Mich wird die Narbe an meiner rechten Schläfe, die sich erst nach Jahrzehnten verwachsen soll, stets an diesen Frühlingsmorgen im Jahre 1945 erinnern. Für meine Schwestern, damals zehn und elf Jahre alt, hat, wie gesagt, dieses für sie eher belanglose Ereignis nie stattgefunden. Umso besser erinnern sie sich an jenen Januarmorgen nur wenige Wochen zuvor, an dem ich plötzlich verschwinde und unauffindbar bin. Es ist mein erster »Ausflug« allein und auch mir selbst noch gut im Gedächtnis.

Erinnerung

Ich erinnere mich zurück
bis in mein drittes Lebensjahr,
da schickte mir mein Vater,
der in Norwegen war
als Soldat um die Weihnachtszeit
’ne Eisenbahn aus Holz.
Die wurde meine Liebe,
und ich spielte voller Stolz
mit der Lok, aus deren Schornstein
dicke, weiße Watte quoll,
lud sie jeden Tag mit Kohle, Sand
und anderen Gütern voll.
Wenn ich des Nachts, die Lok im Arm,
auf meinem Kissen schlief,
geschah es oft, dass ich im Traum
nach meinem Vater rief.
Dass er trotzdem niemals kam,
konnte ich noch nicht versteh’n,
und so fasste ich den Plan,
zu ihm nach Norwegen zu gehen.

Ja, vielleicht sind wir Menschen
nur dazu geboren,
um ruhelos zu suchen bis zum Schluss.
Auch ich habe irgendwann einmal
etwas verloren,
was mir fehlt und was ich
wiederfinden muss.

Eines Morgens in der Dunkelheit,
es war im Januar,
zog ich mich mühsam selber an,
die Luft war kalt und klar.
Ich koppelte die Wagen an

im ersten Morgenrot,
in einem lag ein Apfel
und im andern ein Stück Brot.
Doch ich kam nur langsam vorwärts,
denn die Straße war verschneit,
schon fast Nachmittag
und der Weg nach Norwegen noch weit.
Mir gefror der Rotz am Ärmel,
und da stand ich winzig klein,
fing an zu weinen, schlief dann bald
im Straßengraben ein.
Der Briefträger, der durch Zufall
dort vorüber kam,
war es, der mich fand, mich halb
erfroren mit nach Hause nahm.

Ja, vielleicht sind wir Menschen …

Frühjahr fünfundvierzig
war der Krieg dann endlich aus.
Doch statt Vater kam mein
Onkel Eduard nach Haus.
Das war Vaters Bruder,
und ich weiß es noch genau,
wie er ankam, im Soldatenmantel,
abgerissen, grau.
Aber ich, so sagte Mutter später,
stürzte mich auf ihn.
»Onkel Papa, Onkel Papa« hab
ich immer nur geschrien.
Am nächsten Tag, als ich mit ihm
in Omas Küche saß,
sprach er nicht ein Wort mit mir,
sondern schimpfte auf den Fraß.
Und voll Hass auf seine Mutter
warf er, warum weiß ich nicht,

ihr den vollen Teller mit dem
heißen Grünkohl ins Gesicht.

Ja, vielleicht sind wir Menschen …

Oft hab ich gebettelt um ein
bisschen Liebe wie ein Hund.
Doch stattdessen schlug mein
Onkel mich und meistens ohne Grund.
Manchmal nahm er die Trompete,
machte sich zum Ausgeh'n fein,
meist in lauen Vollmondnächten.
Und man konnte sicher sein,
dass im Dorfe jeder lauschte
und die Fenster offen ließ,
wenn er dann vom Berg herunter
traurig-schöne Lieder blies.
Vorher ging er in die Kneipe,
und dort soff er sich in Wut,
verprügelte die Gäste.
Wenn er dann im eignen Blut
morgens vor der Haustür lag,
hatte er noch Kraft genug,
dass er mit der blutbesudelten
Trompete nach mir schlug …

Der Briefträger, der durch Zufall dort vorüberkam, war ein Mann namens Rudolf Reihersloh, der, wie damals auf dem Lande üblich, einen Lebensmittelladen mit Poststelle betrieb. Ein seltsames Gefühl, mich hier an einen Namen zu erinnern und ihn niederzuschreiben, den ich mit einem Erlebnis verbinde, das ich vor weit mehr als siebzig Jahren hatte. Zu der Verszeile »mich halb erfroren mit nach Hause nahm« fällt mir ein, dass erst neulich bei einem Gesundheitscheck die Röntgenaufnahme eine verschleppte, nie vorher diagnostizierte Lungenentzündung aus meinen Kindertagen zum Vorschein gebracht hat, die ich mir genau an diesem Tag eingefangen haben könnte. Was bedeuten würde, dass mir Rudolf Reihersloh damals das Leben gerettet hat.

Onkel Edi

Wie schon im Lied »Erinnerung« beschrieben, kann ich mich an die Heimkehr meines Vaters aus dem Krieg nicht mehr erinnern, umso deutlicher an die meines Onkels Edi.

Als Soldat in Frankreich und in Italien überlebt er körperlich unverletzt, aber psychisch schwer lädiert bei Monte Cassino – Austragungsort einer der blutigsten Schlachten des Zweiten Weltkrieges. In dem vier Monate dauernden Gemetzel finden 20 000 deutsche, und 12 000 alliierte Soldaten den Tod.

Um die Jahrhundertwende geboren, muss er als Schulkind täglich das gemeinsame Morgengebet mit den laut und deutlich gesprochenen Worten: »Gott strafe England, Amen!«, beschließen. Er erlebt als Jugendlicher schon bewusst den Ersten Weltkrieg und sieht seinen Vater, meinen Opa August, ins Feld ziehen und glücklicherweise auch unverwundet wieder heimkehren.

Es ist anzunehmen, dass traumatische Kriegserlebnisse Onkel Edis ohnehin vorhandene Neigung zu giftiger Bitterkeit und gewalttätigem Zorn, besonders im Suff, noch gesteigert haben. Er hasst alles und jeden, einschließlich sich selbst. In den seltenen Momenten, in denen er behaglicher und friedfertiger Stimmung ist, präsentiert er sein als Landser erworbenes fremdsprachliches Können, indem er seine plattdeutsch geknurrten Sätze entweder mit »wui, wui« oder »ssi, ssi« beendet, dabei raucht er Zigaretten ohne Filter Kette, Marke »Eckstein Nº 5« in der grünen Packung.

Als misogyner Einzelgänger – die Frauen mögen ihn nicht sonderlich, dann mag er sie eben auch nicht – bleibt er ledig. Schon in seinen jungen Jahren, äußerlich wenngleich nicht gerade hässlich, auch nicht besonders ansprechend, beneidet er meinen Vater, seinen jüngeren Bruder. Ironischerweise geht mein Vater, Sozi und erklärter Nazigegner, äußerlich geradezu als arisches Prachtexemplar des faschistischen Rassenideals durch:

hochgewachsen, schlank, als Turner durchtrainiert, ebenmäßig geschnittenes Gesicht, blond, mit stahlblauen Augen, die mir – wenn er gut gelaunt ist – als strahlend und durchdringend in Erinnerung sind, ist er, wenn man von seiner Anlage zum Jähzorn absieht, auch von seinem Wesen her offener und zugänglicher als sein Bruder Eduard. Eigenschaften, von denen ich, statt seines cholerischen Temperaments, gern mehr geerbt hätte.

Von meinem Vater erzählt meine Mutter später gern: »Doch, doch, euer Vater machte schon was her als junger Mann. So groß und diese kerzengerade Haltung. Die Leute sagten damals, wenn sie ihn sahen: ›Da kommt der deutsche Hermann.‹ Und dann erst in Uniform. Er war ja man bloß Gefreiter. Aber in der Stadt haben sogar ranghohe Offiziere, wenn er ihnen entgegenkam, als Erste gegrüßt. Und die Frauen waren hinter ihm her, aber er war ja aus Prinzip treu.«

Für so ein Prinzip hat mein Onkel Edi nur Spott übrig: »Du büss ja so wat vun dösig, olle de Lüdens sünd scharp op di, un du nutzt dat ni mol ut.«*

Wie im Lied »Erinnerung« beschrieben, übertrage ich meine anfangs überschwänglichen kindlichen Gefühle für meinen Vater, dem ich noch nie begegnet bin, in dessen Abwesenheit auf meinen Onkel – den Onkel Papa –, weil der zumindest physisch gegenwärtig ist. Wann immer es mir möglich ist, suche ich seine Nähe. Wohl weil ich es mir anders wünsche,

Mein Vater Hermann um 1930

* »Du bist ja so was von dämlich, die Mädchen sind alle scharf auf dich und du nutzt das nicht mal aus.«

ignoriere ich seine Zurückweisungen; die finstere Miene, mit der er sich abwendet, sobald ich ihm näher komme.

Eines Nachmittags hackt Onkel Edi Holz im Hof hinter unserem Haus. Ich, noch keine vier Jahre alt, spiele mit den Buchenscheiten, die verstreut um den Hauklotz herumliegen.

Onkel Edi sagt: »Wosse woll dat Holt doar liggen laten, chong doar denne un af noar buaben, owwer n' biadken tengern!«*

Ich sage: »Ich will aber nicht nach oben.«

Onkel Edi, auf mich zukommend: »Jau, töf man, ick kuame di gliks.«**

Ich renne ein paar Schritte, lache, fasse das Ganze als ein Spiel auf: »Komm doch, komm doch, ich kann ja viel schneller laufen!«

Onkel Edi: »Jau, dat will ick di woll wiesen.«***

Er bückt sich, greift nach einem dünnen Haselnusszweig, der auf dem Boden liegt, lässt ihn zur Probe durch die Luft pfeifen, ist mit drei Sätzen bei mir und peitscht so heftig auf meine nackten Beine ein, dass mir augenblicklich das Blut aus Kniekehlen und Waden spritzt.

Es tut weh, ich schreie, weine, laufe aber nicht ins Haus nach oben. Es ist außer Opa Hose auch niemand in der Wohnung. Stattdessen steige ich die Stufen zum Johannisbach hinab, der an unserem Haus vorbeifließt und wasche das Blut von meinen Beinen. Als meine Mutter am Abend heimkommt, die blutigen Striemen sieht und schimpft: »Wie siehst du nun schon wieder aus? Musst du denn auch immer in jedem Gestrüpp rumkriechen?«, sage ich nicht, dass Onkel Edi mich geschlagen hat. Heute denke ich, wahrscheinlich aus Scham geschwiegen zu haben, aus dem Gefühl heraus, dass mir, ohne dass ich begreife, warum, recht geschehen ist und ich deshalb auf Trost keinen Anspruch habe. Es macht mich sprachlos, so brutal und schockartig gezeigt zu bekommen, dass alles, was ich bin, was ich tue, was ich denke, was ich empfinde, grundfalsch und derart abstoßend ist, dass es mir mit Gewalt ausgetrieben werden muss.

Diese und ähnliche Lektionen, wie sie mir mein Onkel Edi nicht einmal

---

* »Willst du wohl das Holz da liegen lassen, geh da weg und ab nach oben, aber ein bisschen plötzlich.«

** »Ja, warte man, ich komme dir gleich.«

*** »Ja, das will ich dir schon zeigen.«

gezielt – er will einfach nur bösartig sein – erteilt, bleiben nicht ohne Wirkung auf mein künftiges Verhalten.

Es mögen auch noch andere Gründe ursächlich sein für die Verwerfungen in meiner kindlichen Seelenlandschaft, vielleicht sollte ich dafür meinem Onkel Edi nicht allein die Schuld in die Schuhe schieben. Schließlich kann man selbst von einem ausgemachten Stinkstiefel nicht verlangen, dass er 24 Stunden am Tag nur fies ist. Er wird schon auch seine guten Seiten gehabt haben. Zum Beispiel ist er unbestreitbar der Musikalischste in der Familie. Er bläst sehr gut Trompete und spielt Mandola im regionalen, von meinem Vater 1927 mit gegründeten Mandolinenorchester. Gerechterweise muss ich auch erwähnen, dass er sich einmal und dann nie wieder, von dieser ganz anderen Seite gezeigt hat. Er ist es nämlich, der damals den Drachen, von dem im folgenden Lied die Rede ist, für meine Cousine Marlies und mich gebaut hat, das heißt: eigentlich mehr für Marlies, ich helfe ihr nur, ihn steigen und gleich darauf auf einem Telegrafenmasten landen zu lassen.

In dem Lied erlaube ich mir die dichterische Freiheit, statt Onkel Edi meinen Vater als den Drachenbauer einzusetzen und meine Cousine Marlies unerwähnt zu lassen.

Der Drachen

Ich nehme den Weg durch die Wiesen, die Felder
Der Wind, der weht, riecht nach Herbst und die Wälder
An den Berghängen oben, färben sich schon
auf der Weide lässt ein Vater mit seinem Sohn
einen fabrikneuen Drachen steigen
wie schade, wenn der sich gleich in den Zweigen
der Eiche da drüben am Waldrand verfängt
und dann bis zum Frühjahr in der Baumkrone hängt
Ich muss dabei an meinen ersten Drachen denken
ich war noch nicht groß genug, um ihn gut zu lenken
er war selbst gemacht – nicht wie heute, wo man
Drachen längst überall kaufen kann

Es hatte der Drachen, den mein Vater mir baute
die Form – na, ich sage mal – einer Art Raute
zwei Tapetenleisten zurechtgesägt
eine kurz, die andre lang, über Kreuz gelegt
die vier Ecken mit kräftigem Zwirn umwunden
das Ganze fest miteinander verbunden
ein paar Bogen mit Mehlkleister – so circa vier –
aneinandergeklebt – Butterbrotpapier –
dann zuschneiden, Kanten, die überkragen
Mit Leim bestreichen, um den Zwirnrahmen schlagen
Rote Farbe für das lachende Drachengesicht
Jetzt nur noch der lange Schwanz fürs Gleichgewicht

Da fliegt er, mein Drachen, eine plötzliche Böe
Jagt ihn übers Stoppelfeld steil in die Höhe
Reißt an der Schnur und ich bin doch noch zu klein
Um sie halten zu können, dazu ganz allein
Ich sehe ihn trudeln, sehe ihn taumeln
hoch oben am Telegrafenmast baumeln
Mein Vater, er schaut zum Fenster heraus
sieht, ich komme ohne meinen Drachen nach Haus
Er sagt nichts zu mir, ich kann aber sehen
wie enttäuscht er ist und ich kann ihn verstehen
Bei dem, was ich alles schon falsch gemacht hab
Er schüttelt nur den Kopf und wendet sich ab

Bin weit gegangen. Zeit für mich umzudrehen
der Vater mit seinem kleinen Sohn, auch sie gehen
jetzt müde vom Drachensteigenlassen nach Haus
der Junge sieht stolz und zufrieden aus
sie packen ihre Sachen und auch das machen
sie gemeinsam, der Vater, der den Drachen
sein Sohn, der die Spule mit der Drachenschnur nimmt
Das ist gut, das gefällt mir und es würde mir bestimmt
gefallen haben, hätte es auch in meinem Leben
als Kind damals solche Momente gegeben